


Nr. 276 Bydgoszcz / Bromberg, 3. Dezember 1938

# Vierzehn Tage mit Edith

Roman von Katrin Holland.



(5. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Mit einem ungeheuren Gefühl der Erleichterung, das ihr selbst nur teilweise gerechtfertigt erschien, obwohl es unleugbar da war und sie ganz erfüllte, durchquerte Edith die große Halle, in der die Beamten stationiert waren und eine Sperre bildeten, um die Reisenden zu kontrollieren. Als Fahrkarten und Paß von zwei würdigen Herren begutachtet worden waren, trat sie durch die Türe und sah vor sich die „Sherry Netherland“ liegen, einen Fünfundvierzigtausend-Tonner, der sich dem erstaunten und den Anblick eines Ozeandampfers ungewohnten Mädchen in seiner ganzen Majestät darbot. Plötzlich empfand Edith es als ein großes, unverdientes Glück, auf einem solchen Schiffe reisen zu dürfen, überhaupt reisen zu können, erster Klasse, mit allem Komfort, ohne die geringste Anstrengung ihrerseits, ohne Sorgen die Welt sehen zu können, einen neuen Erdteil, Amerika. Sie hätte vor lauter Glück und Freude singen können, aber sie besann sich noch zur rechten Zeit und summte nur leise vor sich hin, und der Gepäckträger, der ihr voran ihre Koffer trug, summte mit. Nein, Edith hatte keine Angst mehr, nicht weil sie es verstanden hatte, energisch alle Befürchtungen hinter sich zu werfen oder als lästig und unerwünscht zur Seite zu schieben, sondern weil Lombard da war. Das änderte mit einem Schlage alles. Sie war nicht mehr allein. Es gab jemanden, einen erwachsenen, vernünftigen Mann, der ihr sicherlich, wenn sie ihn darum bat, mit allerhand guten Ratschlägen zur Seite stehen und im Notfalle sie auch beschützen würde. Ein Mann, wenn er auch ein Fremder und auch nur ein Reisebekannter war, der ihre Mutter gekannt und verehrt hatte, würde der Tochter behilflich sein.

Mit langen weitausgreifenden Schritten lief sie das Fallreep hinauf, um oben von einem Steward in Empfang genommen zu werden, der sie einem anderen Steward übergab, bis schließlich der dritte Steward sie in ihre Kabine führte. Das Bullauge stand offen, und ohne einen Blick für ihre Kabine zu haben, lief Edith an das Fenster und sah auf den tief unter ihr liegenden Kai hinab, auf dem der ganze Betrieb einer bevorstehenden Abfahrt sich abspielte. Dann, als sie sich umwandte, erstarrte sie fast. Auf dem Sessel saß Mister Miller.

„Guten Tag“, sagte Edith, „verzeihen Sie, ich habe Ihren Eintritt überhört.“

„Sie sind gut gereist?“ fragte Miller, aber es war eine rein höfliche Feststellung und keine Frage, die eine Antwort wünschte.

Er sah sie an, sah, wie sie nickte und wie sie verlegen wurde und Angst hatte, etwas Falsches zu tun oder zu sagen. Wie gestern nachmittag, so hatte er auch heute mit der Möglichkeit gerechnet, sie nicht hier zu sehen. Weiß der Teufel, Mädchen sind launisch und ängstlich, wenn es darauf ankommt.

„Hören Sie“, sagte er, „ich werde Sie wahrscheinlich während der Fahrt kaum benötigen. Sollte es wider Erwarten der Fall sein, so werde ich es Sie wissen lassen. Im übrigen wünsche ich, daß Sie die Reise gut überstehen. Falls Sie irgend etwas brauchen oder sich kaufen wollen, so tun Sie es und schreiben Sie einen Bon mit der Nummer Ihrer Kabine aus. Ich werde alles bezahlen. Die Schiffsleitung ist unterrichtet. Meine Kabine liegt neben der Ihren, doch bitte ich Sie, sie nicht zu betreten. Ich werde, da ich stets seekrank bin, mich nur in meiner Kabine aufhalten und jede Geselligkeit meiden. Sie können sich als das, was Sie sind, nämlich als die Privatsekretärin Mister Millers, ausgeben, doch bitte ich, möglichst meinen Namen anderen gegenüber nicht zu nennen.“

Er stand sehr plötzlich auf und ging aus Ediths Kabine in seine hinüber. Gleich darauf klopfte es und die Stewardeß trat ein.

„Darf ich mit irgend etwas behilflich sein?“ fragte sie und nahm sich sofort Ediths Koffern an. „Gnädiges Fräulein sollten an Deck gehen“, sagte sie, bereits auspackend, „und die Ausfahrt beobachten.“

Edith ging sehr gehorsam zum Spiegel, rückte ihr Hütchen zurecht und dachte: Wie es auch sein mag, ich bin doch ein Glückskind, aber Mister Miller — nun, er muß ein Sonderling sein. Ich fahre nach Amerika — die „Sherry Netherland“ ist ein schönes Schiff — Lombard sieht gut aus — warum ist Millers Stimme so kalt — so gefühllos?

*

„Da sind Sie ja“, rief Allan Lombard, als Edith etwas scheu in die Bar trat, und erhob sich von seinem Platz und kam schnell auf sie zu. Herzlich ergriff er ihren Arm und zog sie mit sich fort. Kannten sie sich wirklich erst seit wenigen Stunden? Waren sie nicht jahrelange Freunde?

„Was darf ich Ihnen bestellen, Fräulein Zylander? Einen Wermut, einen Martini? Was trinken Sie am liebsten?“

„Einen Martini, bitte.“

„Herr Ober, zwei Martini und Oliven. Essen Sie auch so gern Oliven, Edith Zylander? Das erstemal schmecken sie scheußlich, aber dann mag man sie nicht mehr entbehren. Und welche Sorte Zigaretten rauchen Sie am liebsten? Alle diese Sachen muß ich von Ihnen wissen. Welche Blumen lieben Sie? Welche Farben? Haben Sie eine gute Kabine? Sonst spreche ich mit dem Steward. Aber Sie trinken ja fast gar nichts. Noch zwei Martini, Herr Ober! Hören Sie, jetzt fangen die Maschinen zu stampfen an. Ich habe dieses Schiff am liebesten, nicht zu groß und nicht zu klein. Und eins müssen Sie mir versprechen, nicht seekrank zu werden, denn Ihre ganze freie Zeit, soweit sie nicht Ihr Chef belegt, müssen Sie mit mir verbringen. Abgemacht, ja? Also auf gute Kameradschaft, Edith Zylander!“

Edith hob ihr Glas und trank ihm zu. Sie war wie verklärt vor Glück und Zufriedenheit. Eigentlich konnte sie alles nicht fassen, daß sie, Edith, die noch vor wenigen Tagen ohne einen Pfennig Geld sterben wollte, nun in der Bar eines luxuriösen Schiffes saß und Komplimente entgegennahm. „So", sagte Lombard, „jetzt gehen wir und suchen uns auf dem Promenadendeck den schönsten Liegestuhl für Sie aus. Darf ich meinen Stuhl neben dem Ihren wählen? Ach, Edith, sind Sie noch böse?"

Edith schüttelte die schwarzen Locken, sie tanzten um ihr Gesichtchen und eine vorwitzige Strähne legte sich über ihr linkes Auge. Sie strich sie hastig zurück.

„Nein", sagte sie, „nicht mehr sehr."

Und beide lachten, als sie sich ansahen.

„Sehen Sie, Edith — ich darf doch Edith sagen? Sie sind ja noch viel zu jung, um mit Fräulein angeredet zu werden, finden Sie nicht? Also, sehen Sie, Edith, wie gut manchmal ein bißchen Frechheit ist. Wer weiß, ob wir uns sonst überhaupt kennengelernt hätten, denn sehr entgegenkommend sind Sie gerade nicht, das muß ich schon sagen."

Sie durchquerten das Rauchzimmer, stiegen eine Treppe empor und kamen auf das Promenadendeck. Einige Unermüdliche spielten bereits Ping-Pong. Lombard winkte den Decksteward herbei und ließ sich zwei Stühle anweisen. Als er aber alle beide bezahlen wollte, griff Edith ein und bestand darauf, die Leihgebühr selbst zu erledigen. Lombard ließ sie schließlich gewähren und streckte sich neben ihr aus. Da lagen sie Seite an Seite und vor ihnen lag ein weites graues Meer, das leicht Schaumköpfchen zeigte. Der Regen schlug gegen die Scheibe. Und ganz leicht roch es nach Öl und Bohnerwachs. Hin und wieder gingen die Leute vorbei, denen Allan zunickte oder winkte. Manche blieben stehen, begrüßten ihn und betrachteten neugierig das junge Mädchen, das sich in solchen Augenblicken abwandte und uninteressiert tat. Lombard erklärte in lustiger und nicht immer respektierlicher Weise, wer die Betreffenden waren. Er selber, stellte Edith fest, schien ziemlich bekann und auch beliebt zu sein.

Nach einer Weile begann ihr von all den Namen der Kopf zu schwirren. „Sie kennen mir zu viele Leute", sagte sie kläglich.

„Wenn Sie es wünschen, so wird von dieser Minute ab niemand außer Ihnen mehr für mich existieren."

Sie sah ihn schräg von der Seite an und wußte nicht, machte er sich über sie lustig oder meinte er es wirklich oder war es nur ganz einfach galantes Benehmen?

„Es liegt in meinem Beruf", sagte er ernster werdend, „sehen Sie, ich bin Anwalt und habe eine ziemlich große Praxis, da gehen viele Leute aus und ein."

Als er ihr erstauntes Gesicht sah, lachte er wieder. „Ich bin nicht ganz der große Windhund, wie Sie vielleicht meinen. Wenn es sein muß, dann arbeite ich auch, und ich muß sagen, mein Beruf ist nicht immer ganz uninteressant. Hören Sie, Edith, essen Sie allein oder mit Ihrem langweiligen Mister Miller?"

„Mister Miller ist seekrank", sagte Edith.

Lombards Stimme war weich und zärtlich. „Ausgezeichnet", erwiderte er, „einen größeren Gefallen konnte er mir nicht tun. Das trifft sich gut, darf ich mich als Zeitvertreib an Ihren Tisch einladen? Ich verspreche, nicht langweilig zu sein." Seine Augen lächelten, baten.

Edith wußte nicht, daß Lombard ihre Mutter nie gekannt, nie persönlich gesehen, daß er nur geschickt den Faden aufgegriffen hatte.

„Nein, lieber nicht", erwiderte sie.

„Haben Sie etwa Angst?"

Edith schüttelte den Kopf. „Nicht Angst, nur, ich bin eine kleine Angestellte . . ."

„Ein so schönes Mädchen wie Sie sollte keine Minderwertigkeitskomplexe haben."

Wie lange war es her, daß man ihr Komplimente gemacht hatte. Mister Miller hatte ihr nur befohlen, ihr Haar waschen zu lassen.

„Das meinte ich nicht. Ich meine nur, Mister Miller würde vielleicht daran Anstoß nehmen." Warum sagte sie das? Warum sollte sie auf Miller Rücksicht nehmen, der ihr soeben erlaubt hatte, ihre freie Zeit zu genießen?

„Mister Miller scheint mir ein rechtes Ekel zu sein. Er hat wahrscheinlich einen langen Bart . . ."

Edith lachte. „Den hat er wirklich."

„Tatsächlich? Ich dachte, Männer mit Bärten wären längst ausgestorben. Also er ist ein Ekel mit einem langen Bart und einer großen Brille."

„Stimmt!" Auf einmal erschien es dem Mädchen wie eine Erlösung, über Miller zu spötteln, ihn auslachen zu dürfen.

„Sehen Sie, sehen Sie! Und tanzt nicht."

Sie mußte lächeln. Mister Miller sich tanzend vorzustellen, schien schlechterdings unmöglich. Und trotzdem, er war eigentlich noch nicht so alt!

Da sagte Lombard: „Tanzt nicht und ist mindestens zweihundertneunundachtzig Jahre alt."

„Ein bißchen jünger."

„Gut. Er hat eine dicke, böse Frau und sechs Kinder, die ihm Sorgen machen."

„Das weiß ich nicht." Edith wurde plötzlich nachdenklich.

„Edith, Edith!" rief Lombard und richtete sich auf. „Sie sind keine erstklassige Privatsekretärin. Als solche sollten Sie über das Privatleben Ihres Chefs mehr als gut orientiert sein."

Sie wußte nichts von ihm. Mr. Miller trug einen Bart und eine Hornbrille, mehr wußte sie nicht.

„Mister Miller ist ein sehr zurückhaltender Mann . . ."

„Gut, dann ernennen wir ihn zu einem Hagestolz, der ein Korsett trägt, um seine gute Figur zu erhalten."

„Ach bitte", sagte Edith und schüttelte sich vor einem nervösen Lachen, denn Lombard erschien ihr zu komisch. „Aber in einem haben Sie recht, ich bin wirklich keine ausgezeichnete Sekretärin. Ich habe diesen Posten nur angenommen, weil ich kein Engagement finden konnte und doch nicht in der Zwischenzeit verhungern wollte."

„Armes, kleines Mädchen! Nun, hoffentlich wirft Sie Herr Miller Ihrer mangelnden Fähigkeiten halber bald heraus."

„Um Gottes willen, nein!" rief Edith. Warum erregte sie diese Vorstellung? „Das wäre schrecklich", setzte sie leiser hinzu und wurde plötzlich blaß.

„Warum?" fragte Lombard und winkte dem Steward, der jetzt den Tee servierte, und stellte Edith einen Teller mit kleinen, etwas trockenen Schinken- und Käsesandwiches auf den Schoß. „Warum wäre das so schrecklich? Haben Sie mir nicht erzählt, daß Sie leidenschaftlich gern zur Bühne möchten und sich selbst nicht zur Sekretärin geeignet fühlen?"

Hatte sie das wirklich gesagt? Hatte sie ihm wirklich ihr Geheimnis anvertraut oder erriet er nur ihre Gedanken?

„Das ist auch wahr", gab sie zu, „das stimmt schon. Aber ich, wie sollte ich in einem fremden Land . . . wo ich nicht einmal in Europa eine Stellung finden kann . . . ausgeschlossen."

„Fräulein Naseweis", neckte Lombard, „was man will, das kann man auch, und lassen Sie mich Ihnen sagen, daß es für ein hübsches junges Mädchen leichter ist, in Amerika etwas zu erreichen als in Europa. Erstens, weil alle Amerikaner den Europafimmel haben und von vornherein glauben, unsere Frauen könnten nicht halb soviel . . . was übrigens auch stimmt . . . warum sollten wir sonst soviel fremde Schauspielerinnen importieren? . . . Zweitens, weil sie weniger Kritik haben, da ihnen die lange Bühnentradition fehlt, und drittens, Sie tragen einen berühmten Namen. Die Tochter der bekannten Sängerin Maria Zylander, die in Not und Elend starb, da sie ihre Stimme verlor, die allerdings . . . die ihre junge Tochter geerbt hat . . ."

Er sah pötzlich Edtih an. Der Ausdruck seiner Augen wurde scharf und prüfend. Er hatte, ohne zu überlegen, bisher gesprochen, einem jungen Mädchen, das ihm gut gefiel, Komplimente gemacht. Jetzt auf einmal schob er alle persönlichen Angelegenheiten beiseite und betrachtete Edith Zylander wie eine Ware. Wenn dieses Kind wirklich nicht eine ausgesprochene Talentbestie war, dann konnte man tatsächlich etwas mit ihr anfangen, dann war ein schönes Stück Geld an ihr zu verdienen.

„Warum sehen Sie mich so merkwürdig an?" fragte Edith und lehnte ein rosarotes Eis ab, das ein Steward ihr anbot.

„Ich dachte", sagte Lombard langsam, „sehen Sie, Edith, ich bin der Anwalt einer ganzen Menge bekannter Filmschauspielerinnen. Ich kenne den Laden. Hollywood mit allem, was dazu gehört. Direktoren, Regisseure, Schauspieler, es wäre gar nicht so ganz unmöglich, Sie . . ."

Plötzlich vergaß Edith alles, daß sie Lombard erst so kurz kannte — ihre Augen hingen wie gebannt an seinen Lippen. Aber Lombard, der geschickte Taktiker, schwieg unerwartet plötzlich.

„Wie meinen Sie das?" flüsterte Edith. Wie in einer Vision sah sie plötzlich die Möglichkeiten wahr werden, die sie bisher nur geträumt. „Glauben Sie wirklich, denken Sie wirklich . . .?"

„Wir wollen nicht gerade jetzt darüber sprechen", entgegnete er. „Wir haben noch soviel Zeit vor uns, um alles genau zu überlegen, und ich möchte mir die Sache erst durch den Kopf gehen lassen, bevor ich in Ihnen Hoffnungen erwecke, die sich vielleicht nicht erfüllen."

„Ich wäre Ihnen so dankbar", murmelte das Mädchen neben ihm.

Wieder sah er sie an. Sie war so wunderschön in diesem Augenblick, daß er sie am liebsten in seine Arme gerissen hätte. „Holen Sie sich Ihren Mantel", sagte er, „das heißt, wenn Sie keine Angst haben, naß zu werden, und lassen Sie uns etwas spazierengehen. Es regnet leider noch immer, aber ich habe Freitag versprochen, ihn in seinem Zwinger zu besuchen und ihn auszuführen."

„Ich bin sofort wieder da", versprach Edith. „Ach, und was ich Sie noch fragen wollte . . . ich weiß nicht, ich bin noch nie auf einem Schiff gefahren . . . zieht man sich am ersten Abend eigentlich um oder nicht?"

„Nein", sagte Allan Lombard und lächelte. „Sie können so bleiben wie Sie sind, aber wenn Sie es ganz richtig machen wollen, dann lassen Sie sich ein Nachmittagskleid zurechtlegen."

„Danke", sagte Edith und verschwand; und jetzt erst, als sie sich bemühte, die Treppe hinunterzugehen, merkte sie, daß das Schiff schaukelte. Sie kämpfte sich mühsam vorwärts und fing einige belustigte Blicke von Leuten auf, die es gewohnt waren, in Wind und Wetter zu fahren. Aber, dachte Edith, sich entsetzt an das Treppengeländer klammernd . . . die „Sherry Netherland" schaukelt ja! Vor ihr ging auf sicheren Beinen in seiner blauen Uniform der Purser. Er lag schief wie ein eben fallender Baum, aber sein Gesicht lächelte und es schien ihn nicht im geringsten zu stören.

Es schien Ewigkeiten zu dauern, bis sie durch den langen schmalen Gang in ihre Kabine taumelte. Dort begann sich dann wirklich alles vor ihren Augen zu drehen und sie schleppte sich mühsam bis zum Bett.

Allan Lombard wartete an diesem Nachmittag und auch an diesem Abend vergeblich auf seine neue kleine Bekannte. Warum, dachte er, läßt sie mir nicht Bescheid sagen, daß Mr. Miller ihre Zeit beansprucht oder daß sie einfach nicht kommen will? Etwas später aber hatte er sie vergessen und pokerte ziemlich hoch mit einigen Bekannten im Rauchzimmer der „Sherry Netherland". Das Rollen des Schiffes störte ihn ganz und gar nicht.

(Fortsetzung folgt.)

---

# Gang ins Dunkel.

Kurzgeschichte von **Erwin Sedding.**

An einem Sonntag abend, gegen 23 Uhr, während die letzten Filmbesucher den „Kristall-Palast" verließen, trat Direktor Heßberg zu seiner neuen Platzkartenverkäuferin in den Schalterraum und sagte: „Fräulein Rey, Sie könnten mir einen Gefallen erweisen. Bringen Sie bitte die Kasse hier noch in meine Privatwohnung Wernerstraße 16! Schönen Gruß an meine Frau, und ich wäre im „Nordlicht", um abzurechnen. Aber unterwegs — Augen auf, nicht wahr? Na, Sie wissen ja selbst, was wir heute umgesetzt haben!"

Damit schob er ihr ein unförmiges Ding von Aktentasche zu, setzte den Hut auf und ging hinaus.

Marianne hatte sich den Abschluß ihres ersten Arbeitstages im „Kristall" eigentlich anders vorgestellt. Sie hatte daran gedacht, den Heimweg vielleicht mit jener freundlichen, blonden Platzanweiserin zu machen, deren Urteil über den Betrieb und die Angestellten von Wert für sie sein konnte, da Elli, wie sie selbst erklärte, zu Heßbergs „Immobilien" zählte. Statt dessen fing's nun mit Überstunden an!

Marianne nahm die pralle Ledertasche, verschloß ihre Box und trat aus dem grellen Licht des Vorplatzes hinaus auf die Straße. Irgend jemand ging hinter ihr her. Sie hastete zur Haltestelle und wartete auf den Autobus.

„Ob ich mir etwas darauf einbilden kann", dachte sie, „daß der Chef mich gleich am ersten Tage mit seiner ganzen Barschaft belädt?" Als Marianne gerade dabei war, die Sitzplätze mit dem Durchschnittspreis zu berechnen, kam der Bus.

Sie legte die Tasche auf ihren Schoß, der linke Arm war ihr ganz steif geworden. Auf die andere Bank setzte sich ein beleibter Herr in einem grauen Ulster. Hatte sie den nicht schon einmal gesehen? Das war doch derselbe, der sie so langatmig über das Seitenparkett und den Sperrsitz ausgefragt hatte! Die Lichtreklame an den Häuserfronten wurde seltener, der Autobus schaukelte dem Villenviertel zu. Marianne lehnte den Kopf an den zitternden Fensterrahmen und malte sich eine Zukunft als Frau Kinobesitzer aus . . .

Nach wenigen Minuten war die Fahrt zu Ende und damit leider auch die Träumerei. Die kostbare Mappe am Arm, stand Marianne auf dem menschenleeren Mozartplatz, den dunkle Gärten begrenzten. Links, die zweite oder dritte Querstraße mußte die Wernerstraße sein.

Nach wenigen Schritten merkte Marianne, daß sie nicht allein ausgestiegen war. „Um so besser!" dachte sie erst. „Da könnte ich mir ja für alle Fälle Auskunft holen!" Aber wie sie zurückblickte, erkannte sie, unangenehm überrascht, den Herrn im grauen Ulster. Merkwürdig!

Marianne bekam Herzklopfen. An einen Zufall glaubte sie nicht mehr.

Die Straßenlampen baumelten wie blasse Monde im Geäst der Alleebäume. Marianne begann zu laufen, wobei ihre eigenen Schritte sie hinderten zu hören, ob der Mann dasselbe tat. Zwischen ihren Schulterblättern spürte sie das Grauen, als wenn eine Hand ihr lähmend vom Nacken abwärts tastete . . .

Aber da hatte eine fette, pfeifende Stimme sie eingeholt, ein Anruf, furchtbar im Schweigen dieser Straße! Und während die Verfolgte, von Entsetzen überwältigt, den Kopf zurückwandte, weil sie den Feind im Rücken einfach nicht mehr ertrug, erhielt sie auch schon einen knarrenden Schlag gegen die Schläfe, der alle Laternen noch einmal hundertfältig funkeln ließ und dann sonderbar rasch abblendete! —

Als Marianne zum Bewußtsein kam, fand sie sich am Mauersockel eines Portals zu Boden gesunken. So weit sie an den Zäunen entlang blicken konnte, war die Straße leer. Außerhalb ihres Kopfes, in dem eine ungeordnete und rauschende Musik wogte, empfand sie keinerlei Schmerzen, ja sogar die Angst hatte sie verlassen. Am Bordsteig, mit aufgesprungenem Verschluß lag die Mappe.

Mit einiger Mühe richtete Marianne sich auf, griff schwankend nach dem dunklen Viereck, von einem triebhaften Hoffen besessen, ein Wunder zu erleben. Aber statt der Spur irgendwelchen Geldes war nichts mehr darin zu finden als einige Handwerkszeuge und zwei Metallschilder mit der Aufschrift „Notausgang".

Diese Erkenntnis drohte der kleinen Kassiererin das bißchen wiedergewonnene Kraft endgültig zu zerschlagen. Mit einem Gefühl des Übelseins lehnte sie ihre Stirn gegen den vorspringenden Ast einer Kastanie und überhörte so die Schritte, die sich ihr von der entgegengesetzten Straßenseite her näherten. Als sie die Augen öffnete, stand Elli, Heßbergs Platzanweiserin, vor ihr! „Haben Sie ihn fortgeschickt, Fräulein Rey? War er nicht nett?"

„Wer?" fragte Marianne todmüde und verständnislos.

„Nun, — der Herr im grauen Ulster! Ich traf ihn soeben am Mozartplatz. Er sah so traurig aus! Ach, wenn Sie wüßten, wie er mich heute im „Kristall" nach Ihrer

Wohnung fragte! Ich kannte Sie ja selbst nicht. Wohnen Sie denn hier?"

Marianne versuchte zu denken. Ein Verehrer, der schüchtern war? Der ihr heimlich folgte, und der sie, als er ihren Schrecken gewahrte, beschwichtigend anrief? — Ja, aber . . .

Ihr Blick fiel auf den Ast. Er hatte genau die Höhe ihrer Schläfe! Wenn sie nun wirklich im Galopp ihrer Flucht —? Konnte der Fremde nicht, um einer peinlichen Verdächtigung zu entgehen, kehrt gemacht haben und —

Nein, da war ja die Tasche! Die Tasche ohne Geld!

„Aber Fräulein Rey!" bat Elli bestürzt und wies auf eine kurze Rolle, die sie wie ein Notenheft halb in Zeitungspapier gewickelt unter dem Arm trug. „Hier, heben Sie mal! Glaubten Sie denn im Ernst, daß Heßberg sein Vermögen in so'n aufreizendes Möbel tun würde? Der schickt bei großen Sachen immer zwei Boten, — einen zur Ablenkung und einen mit'm Geld. Das ist'n alter Trick von ihm!"

## Die Wahrheit.

**Skizze von Ernst Hengstenberg.**

Jensen ist jetzt ein großer Mann. Es war nicht immer so, und er hat es nicht vergessen. Zuweilen erzählt er von der vergangenen Zeit, mit viel Humor, der auch vor der eigenen Person nicht haltmacht.

Als jüngster Heidebauernsohn von fünfen fuhr er mit dem Rade Tag für Tag in das zehn Kilometer entfernte Städtchen, um die Realschule zu besuchen. Dann kam er in einer größeren Stadt aufs Büro und schließlich nach Hamburg. Ein Bruder der Mutter hatte es dort zu etwas gebracht, war Prokurist eines großen Handelshauses geworden.

Er führte Jensen in die völlig neue Welt ein. Es lag ihm daran, daß er sie bald und gründlich kennenlernte.

An jenem Abend, als sie zusammen zur größten Konkurrenz der Firma gingen, nahm der Onkel den Neffen besonders ins Gebet. „Verschweigen ist die größte Kunst, glaube mir!" beteuerte er. „Sich nicht aushorchen lassen! Schweigen ist wirklich Gold."

Zu schweigen verstand Jensen, der Bauernsohn. Er verriet auch an jenem Abend kein einziges Geschäftsgeheimnis. Er war sehr sparsam mit Worten. Was er trotzdem verriet, war ganz etwas anderes.

Er langweilte sich nach Noten, rauchte, trank und aß, was herumgereicht und angeboten wurde. Für das Tanzen war er nicht zu haben. So suchte er schließlich nach einer schicklichen Möglichkeit, sich unauffällig zu empfehlen.

Wie von ungefähr ließ er sich durch die Räume treiben und traf dabei in einem kleinen Durchgangszimmer auf einen Herrn, der wahrscheinlich zu spät gekommen war und nun gedankenvoll und offenbar ebenfalls gelangweilt ein paar Butterbrote verzehrte.

Jensen gesellte sich zu ihm. Ein Brötchen wurde ihm angeboten, das er anstandshalber nahm. Während man aß, brauchte man nicht zu sprechen. Der Herr goß ihm aus einer Rotweinflasche ein, die neben ihm stand. Man trank einander schweigend und wie im Einverständnis zu.

Schließlich mußte man doch wohl etwas sagen. Das Schweigen begann peinlich zu werden. Jensen überlegte. Mochte es denn die Wahrheit sein! Warum nicht das sagen, was er dachte?

„Langweilig, was?" fragte er den mit Appetit essenden Herrn.

„Zum Sterben! Blödsinn, so eine Veranstaltung."

Das war ganz Jensens Meinung, und der sie aussprach, das war sein Mann. „Was macht man nur? Ich habe Lust, zu gehen."

„Das kann ich Ihnen nachfühlen."

„Wie wär's mit der Reeperbahn?" schlug Jensen vor. „Hab viel davon gehört, aber wenig gesehen. Sie kennen sie gewiß. Wollen wir zusammen . . .? Haben Sie Lust?"

Jensens Gegenüber lächelte. „Lust? Und ob! Aber ich kann leider nicht."

„Wieso? Haben Sie Ihre Frau hier?"

„Auch das. Aber vor allem: ich bin der Gastgeber."

Peinlich, nicht wahr?

Aber Jensen hat trotzdem später die Tochter des Hauses geheiratet. Der Vater liebte Menschen, welche die Wahrheit sagen.



## Rätsel-Ecke



### Rösselsprung.

| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| küh- | ser | strebt | tum | ein | nen | sei- |
| und | hebt | ne | schafft | rer | reich- | noch |
| schlös- | baut | hofft | sinkt | wer- | ne | stei- |
| | ist | und | kraft | sein | größ'- | ein |
| | er | ber | den | mensch | aus | glaubt |
| was | rafft | der | sich | da | fels | |
| mensch | ne | stein- | prom- | klein | der | |
| doch | spur | rend | staub | zu | le- | mer |
| sel- | chen | letz- | ihn | ham- | und | sein |
| te | wäh- | ist | nur | des | schlägt | bens |

*

### Wunder-Viereck.

D . . . . . B
. T Z E H O . = holstein. Stadt
. I N K A U . = Besorgung
. A S S E L . = groß. engl. Astronom
. N F A M I . = unschöne Handlung
. I B I S C . = Heilpflanze
B . . . . . T

Das Wunderbare an diesem Viereck ist, daß sein äußerer Rand von der oberen linken Ecke nach rechts waagerecht wie nach unten senkrecht gelesen werden kann, wenn die richtigen Wörter der fünf Innenzeilen gefunden worden sind. Die vollständige Umrandung des Vierecks nennt ein für das Winterhilfswerk bedeutsames Palindrom (Spiegelsatz) von Otto Promber, bei dem die beiden waagerechten Punktreihen den beiden senkrechten Punktreihen entsprechen.

*

### Scherz-Buchstaben-Rätsel.

Wir sind 7 Brüder,
Der 1. heißt .
2, 3 sind zu finden
In jeglicher . .
Drauf geht es zu . . . .
Nun rate . . . . . . . !

---

### Auflösung der Rätsel aus Nr. 27

**Rösselsprung:**

Seid recht lieb mit alten Leuten!
Kälte kann so leicht verkühlen!
Ihnen wird es viel bedeuten,
Eine warme Hand zu fühlen.
Bringen Jahre auch Beschwerden;
Sind die Herzen gut geblieben,
Haben sie das Recht, zu lieben,
Das Verdienst, geliebt zu werden.

Promber.

*

**Rätsel:** Berta.

---

Wydawca, nakładem i czcionkami drukarni A. Dittmann, T. z o. p., Bydgoszcz.

Verantwortlicher Schriftleiter: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.